

Walter Ruckhofer

Wie man aus der Not eine Tugend macht

LesBiSchwule Lebensstile

Die Klischeebilder homosexueller Lebenskultur reichen von abstoßend anrühlich bis faszinierend schillernd.

Differenzierter erfassbar sind das sogenannte Normale sowie die Subkultur nur in ihrer komplexen gegenseitigen Bezogenheit. Eine beratende oder seelsorgliche Begegnung mit gleichgeschlechtlich liebenden Menschen setzt eine Grundkenntnis dieser Wechselwirkungen sowie die Auseinandersetzung mit der eigenen Sexualität voraus.

Szene-Splitter

● Sie sind nicht mehr wegzudenken aus der urbanen Vielfalt, die Schwulenparaden, die alljährlich den ChristopherStreetDay feiern. In vielen Großstädten Europas, der USA und Kanadas feiern an diesem Tag Lesben, Schwule und Transgenderpersonen sich selbst und fordern ihr Recht auf Öffentlichkeit und ihre Grundrechte als vollwertige Mitglieder dieser Gesellschaft ein.

Längst gehören schwule Viertel, wie das »Village« in New York oder das »Castro« in San Francisco, auch zum Bild anderer Großstädte. »Gay Community« ist das Schlagwort, das mit der Bezeichnung einer für Lesben und Schwule

typischen Subkultur vieles mehr zum Ausdruck bringt als Selbstbewusstsein; es heißt auch, auf der ganzen Welt ein Thema zu haben: »Raus aus den Verstecken«, stolz auf sich sein, sich so zu akzeptieren, wie man ist, und nicht, wie die Gesellschaft einen wünscht.

Gay Community bedeutet Identifikation mit einem bestimmten Lebensstil, und zwar transkulturell und quer durch alle ökonomischen und sozialen Schichten. Sie verkörpert gleichsam die Idee eines menschenwürdigen Umgangs miteinander, den Entwurf einer gesellschaftlichen Utopie, in der Homosexualität kein Makel, sondern vielmehr das Markenzeichen für Individualität, Selbstbestimmung und Freiheit ist. 100 Jahre Schwulenbewegung haben sich ausgezahlt, sie haben uns dieser Vision vom gleichberechtigten Leben ein Stück näher gebracht. Zu dieser Geschichte gehören die heldenhaft verehrten Vorreiter der Schwulenbewegung wie Oscar Wilde und Magnus Hirschfeld ebenso wie die zu Märtyrern erhobenen Opfer sexistischer und politischer Verfolgung, die im Nationalsozialismus anonymisierten Opfer ebenso wie die des Lynchmobs. So wichtig es ist, sich selbst einen Namen und damit eine Identität zu geben, so wichtig ist die eigene Geschichtsschreibung, die die Taten und Opfer der Männer und Frauen nicht vergisst.

Sie sind Symbolfiguren für den Kampf um Anerkennung für den Lesben, Schwule, Bisexuelle und Transgenderpersonen heute noch einsteher. Wie weit trägt diese proklamierte und auf Paraden so gut sichtbare lesBiSchwule Corporate Identity und worauf fußt sie?

Subkultur

● Die Geschichte des politischen und sozialen Kampfes ist nicht zu Ende, noch immer gibt es in weiten Bereichen der Gesellschaft keine Gleichberechtigung, vor allem in Österreich gibt es keine Gleichstellung vor dem Gesetz, keine umfassende Anerkennung im sozial-rechtlichen Alltag. Noch immer gibt es Subkultur.

Eine Subkultur ist eine Randerscheinung, ein Fragment, eine kleine Absplitterung der großen »Normal«Kultur, quasi die Unterfütterung der Mehrheitskultur. Lesben, Schwule, Bisexuelle und Transgenderpersonen sind zwar Träger mehrheitlicher Gesellschaftsstrukturen, indem sie beispielsweise Steuern zahlen oder sich um ihre Verwandten kümmern, aber andererseits werden sie von derselben Gesellschaft bloß geduldet und nicht akzeptiert, indem ihnen konsequent Bürgerrechte verwehrt bleiben und man ihnen die Anerkennung des höchstpersönlichen Lebensstils abspricht. Daher entsteht Subkultur.

LesBiSchwule Personen leben als Minderheit in einer von der heterosexuellen Mehrheit definierten und dominierten Kultur. Sie werden als Kinder wie Heterosexuelle erzogen, mit denselben herkömmlichen, tradierten Rollenbildern konfrontiert, wie ein Mann bzw. eine Frau zu sein hat, und erst durch einen langen, schwierigen und oft schmerzvollen Prozess – das Coming Out – gelingt es ihnen, sich davon zu emanzipieren, ihre eigene sexuelle Orientierung als in-

tegralen Bestandteil ihrer Persönlichkeit zu begreifen und nach Außen zu vertreten. Im Coming Out finden auch die ersten Kontakte zu anderen Lesben, Schwulen Bisexuellen oder Transgenderpersonen statt.

Westliche Kulturen sind in sich nicht konsistent und homogen. Es existieren gleichzeitig und allorts Parallelkulturen, die sich gegenseitig infiltrieren und beeinflussen, von einander abhängig sind, sich aber auch bekämpfen. So leben lesBiSchwule Menschen immer auch ein Leben außerhalb ihrer Community und zugleich sind sie innerhalb der jeweiligen lesBiSchwulen Szenen verwurzelt und haben dort ihre Identität. Wie andernorts auch in der Gesellschaft ist diese Subkultur in sich aufgesplittert und diversifiziert.

Da immer die Herkunft eines Menschen, sein sozialer Status, seine Ethnie und Religionszugehörigkeit, seine politische Orientierung die persönlichen Weltanschauungen und Wertvorstellungen prägen, sind in der lesBiSchwulen Community dieselben Macht- und Unterwer-

»Verallgemeinerung verwischt die Vielfalt.«

fungsmechanismen zu beobachten wie in der heterosexuellen Mehrheitsgesellschaft. Schwule Männer können ebenso frauenfeindlich reagieren wie heterosexuelle. Sie fühlen sich durch ihre Geschlechtszugehörigkeit, unabhängig von ihrer sexuellen Orientierung, scheinbar dazu ermächtigt. Oder ein anderes Beispiel: Ebenso wie die heterosexuelle Mehrheitsgesellschaft der homosexuellen Minderheit mit Vorurteilen begegnet, reagiert diese mit derselben Abwertung auf das Verhalten der »Heteros«.

Es ist daher problematisch von der Community zu sprechen; die Verallgemeinerung verwischt die Vielfalt, die vielleicht gerade das Spe-

zifikum ausmacht. Das, was sich in den Großstädten an lesBiSchwulen Szenen herausgebildet hat, ist geprägt von der jeweiligen sozialpolitischen Situation, in der die Menschen dort leben. So gibt es in der städtischen Vielfalt u.a. Vertreter der politischen Arbeit, soziale und medizinische Einrichtungen, eine spezifische Eventkultur, den alltäglichen Lifestyle, eine lesBiSchwule Infrastruktur wie spezielle Geschäfte, Modeboutiquen, Fitness Clubs, Frisöre und Buchläden, ein Nachtleben, einschlägige Medien und selbstverständlich das Internet. Bieten Großstädte einerseits individuellen Schutz vor Diskriminierung, ermöglichen sie andererseits auch subkulturelle Szenen, in denen der lesBiSchwule Lebensstil von dem Lebensgefühl getragen wird, nicht alleine zu sein. Das entscheidende am Besuch eines Lesben- oder Schwulenlokals ist es ja, dass Mann und Frau davon ausgehen können, dass alle anwesenden Personen sich (mehr oder weniger) zu ihrer sexuellen Orientierung bekennen und in diesem Rahmen aus der Anonymität heraustreten. LesBiSchwule Subkulturen erfüllen damit den entscheidenden Zweck die Grenze zwischen Privat und Öffentlich in puncto Sexualität neu zu ziehen.

Notwendig provokante Klischees

- Das Klischee des Homosexuellen ist wichtig, Heteros wie Homos orientieren sich daran gleichermaßen. Als Ausdruck der Vorurteile ist es auch maßgeblicher und identitätsstiftender Bestandteil der verschiedenen lesBiSchwulen Szenen.

Das Hinterfragen, Parodieren und Überzeichnen traditioneller Rollenbilder von Mann und Frau sind ebenso Bestandteil lesBiSchwulen Alltags, wie ihre Karikaturen und Zerrbilder, zu denen homosexuelle Charaktere im heterosexu-

ellen mainstream verkommen können; sie sind in den Medien allgegenwärtig, sobald Homosexualität das Thema ist. Über die mediale Verbreitung sind die vielfältigen Stereotype von Lesben und Schwulen und Transgenderpersonen bekannt. Das Spektrum reicht von schnurrbartigen Kerlen in Jeans und Leder auf ihrer Harley Davidson, Glamour-Tunten, käuflichen Macho-Strichern und girl-boys, den Damenwäschentragern und SM-Fetischisten, den Military-, Anzug-, oder Bauarbeitertypen, Frisörtucken, Klemmschwestern und Politschwuchteln bis zu den kessen Vätern, den femmes und bezaubernden DragKings.

Schwule sind chic und legen Parfum auf, Lesben sind ungewaschen, tragen Hosen und burschikose Haarschnitte und lieben Delphine. Das ist bizarr und aberwitzig, kein Klischee ist zu

»die schwule Nebenrolle«

billig, um nicht an die Spitze getrieben und seiner diffamierenden Wirkung beraubt zu werden. Die Selbstbezeichnung als Schwuler, Schwuchtel oder Warmer resignifiziert den Ort der Beleidigung, Erniedrigung und Marginalisierung als Ort des Selbstbewusstseins und lesBiSchwuler Identität.

Schwule mehr als Lesben und noch stärker als Transgenderpersonen sind vor allem visuell präsent und herzeigbar geworden. Kaum eine Sitcom, Telenovela oder Talk-Show im täglichen Fernsehprogramm, die auf die schwule Nebenrolle verzichten wollte, wenn es um Einschaltquoten geht. Aber wie fühlt sich ein lesBiSchwuler Mensch, der sich als Nebendarsteller karikiert sieht, der seine Identität als »Quotenschwuchtel« fristet, die mehr Spottfigur und Abziehbild als reale Person ist? Effeminiert, schrill und voller Probleme, haftet dieser Person immer etwas Verruchtes an, sie ist die Randfigur,

nie der eigentliche Protagonist der Handlung. Sie kann geopfert werden, ohne den main-plot der Serie zu stören. Das eigentliche Leben bleibt immer ein heterosexuell definiertes Leben, ein Familien- und Berufsleben, in dem ein Mann als Mann und eine Frau als Frau auf die Welt kommt und nicht gezwungen ist, sich mit der sexuellen Identität auseinanderzusetzen, weil diese immer »natürlich« vorausgesetzt wird.

Zugleich ist der common sense der Gesellschaft in der Beurteilung lesBiSchwuler Menschen und ihrer Lebensweisen toleranter und milder geworden. Man ist von der Dämonisierung homosexuell empfindender Menschen abgekommen, sieht ihn ihnen nicht mehr moralisch verkommene, perverse Ungeheuer, die die

»mehr Mitleid als Angst«

Werte unserer Gesellschaft gefährden, die um-erzogen und weggesperrt, verfolgt und tot geschlagen werden. Heute gilt hingegen das Bild des »armen Teufels«, eines Menschen, der nichts für seine Schwäche kann, sodass die gesellschaftlichen Bilder mehr an unser Gewissen und Mitleid als an unsere Angst und Rachsucht appellieren.

»Glück gehabt«, sagt sich der lesBiSchwule Mensch, seine sexuelle Präferenz ist eben nur eine menschliche Schwäche, aber sonst (einmal von dem abgesehen, worauf wir gar nicht gerne hinsehen: dem Arschfick und dem Cunnilingus, aber genauso der Gewalt gegen Schwule, Lesben und Transgenderpersonen) ist er eine ganz liebenswerte Person. Ist dieses verkorkste Image alles, womit sich ein lesBiSchwuler Mensch heutzutage identifizieren darf? Findet er sich mit der gesellschaftlichen Nebenrolle ab, sei es in den eingetragenen Partnerschaften, in der Mitversicherung, in Eigentumsrechten, in einem Leben nur für Parties und Drogen, in wilden Sexorgien,

in der Stigmatisierung als der Virus, der die Ordnung dieser Welt auf den Kopf stellt? Vor allem Schwule sind ja trotz oberflächlicher Toleranz für viele immer noch die Protagonisten des Bösen: Sie verbreiten HIV, heißt es, und sie seien selbst schuld an ihrer Verfolgung, weil sie nicht den richtigen, den natürlichen Sex, sondern den nach Exkrementen stinkenden gewählt haben.

Die Diskriminierung von Lesben hingegen erfolgt subtiler, weil im weitesten Sinne über die Abwertung weiblicher Sexualität. Wo Penetration und der männliche Phallus keine Rolle spielen, kann es sich nach der herrschenden Definition von Sexualität auch um keinen »echten« Sex handeln, den zwei Frauen miteinander teilen. Lesbische Sexualität wird weitgehend totgeschwiegen und als nicht existent betrachtet. Die Geschichte der Verfolgung von Lesben ist demnach auch eine Geschichte der Auslöschung ihrer Sexualität.

Homosexuelle Menschen lassen es sich gefallen an den Rand gestellt zu werden, und oft schaffen sie es sogar noch, über Witze gegen sich zu lachen. Sie haben gelernt, unter sich zu bleiben, und so machen sie vieles im Dunkeln, im Geheimen, am Abort. Sie können die Nebenrolle gut spielen, den Seitenstrang, auf den man

»Aufputz und gleichzeitig Dekadenz dieser Gesellschaft«

auch verzichten kann. Sie haben gelernt, Aufputz und gleichzeitig Dekadenz dieser Gesellschaft zu sein. Aber fehlt da nicht etwas? Wenn zur Zeit das Zürcher Museum für Gestaltung der gay community eine eigene, stylische Ausstellung, »Gay-Chic«, widmet, ist deshalb die sexuelle Präferenz lesBiSchwuler Menschen besser akzeptiert? Warum all diese polemische Reduktion auf Sexualität und auf im wahrsten Sinne des Wortes anrühige Sexualpraktiken?

Queere Sexualitäten

● Kulturelle Normen leben vom Gegensatz, sie grenzen von dem ab, was nicht der Norm entspricht. Sie sind Ausdruck spezifischer Machtverteilung zur Beherrschung und Regulierung sozialer und ökonomischer Gesellschaftsverhältnisse. Besonders starr sind Normen dort, wo die Identität einer sozialen Klasse, einer Ethnie oder Religionsgemeinschaft bedroht ist. Das gilt auch und besonders für den Bereich der Sexualität. Sie wird in erster Linie »natürlich« als Heterosexualität definiert. Durch die Vorstellung dessen, was normal und natürlich ist, wird vieles, das nicht dieser Norm entspricht, als unnatürlich und anormal klassifiziert – zugleich entsteht das »Normale« erst durch diese Abwertung des anderen. Will man begreifen, was lesBiSchwule Lebensstile sind, kommt man nicht um die Infragestellung dieser herrschenden Definition von Sexualität herum.

Sexualität ist das Instrument, mit dem lesBiSchwule Menschen in unserer Gesellschaft unterdrückt werden; das hat Geschichte, sowohl im historischen als auch im lebensbiographischen Sinne der Betroffenen. Die Entwicklung lesBiSchwuler Lebensstile mit ihren verschiedenen subkulturellen Ausprägungen dient in erster Linie einer positiven Identitätsfindung, die sich von der stigmatisierenden Fremdbestimmung der Homosexualität als Abartigkeit eines natürlichen (heterosexuellen) Sexualempfindens löst. Das homosexuelle Empfinden, die gleichgeschlechtliche Partnerwahl und damit Homosexualität an sich stehen im Zentrum dieser positiven Identität.

Diese Identitätsarbeit ist in der Gesellschaft ungleich verteilt. Homosexuelle Menschen müssen ständig die (heterosexuelle) Norm bewältigen, während Heterosexuelle ihr einfach entsprechen. Sexuell marginalisierte Gruppen über-

nehmen damit auch eine identitätsstiftende Mehrarbeit für Heterosexuelle, indem sie z. B. Beleidigungen aushalten und verarbeiten. Selbst mit der Geste tolerierender Akzeptanz wird Normalisierungs- und Identitätsarbeit an die AbweicherInnen delegiert, die in der geforderten Selbstdarstellung als »Andere« zugleich auch das »Eigentliche«, die Norm, mitbestätigen. Man darf nicht übersehen, dass in diesem Abhängigkeitsverhältnis der Norm von der Nicht-Norm die Homosexualität eine definitorische Gewalt über die Heterosexualität besitzt, was der lesBiSchwulen Subkultur ihre Berechtigung gibt und ihre Forderung und ihren Antrieb in Richtung Veränderung initiiert. Der Homosexuelle der heutigen Gesellschaft wird somit zu einer schillernden Persönlichkeit.

Er ist queer – frei übersetzt aus der englischen Umgangssprache – leicht sonderbar, leicht verrückt vom Herkömmlichen, gefälscht, gefälscht, irreführend oder leicht verdorben; er verhält sich wie das Imitat zum Original. Er führt wie heterosexuelle Menschen Beziehungen, er begehrt wie sie – nur eben ein wenig anders.

Wenn sich Homosexualität zu Heterosexualität wie die Kopie zu ihrem Original verhält, dann beinhaltet die Normativität dieser Zuschreibung auch eine Positionierung innerhalb

»Infragestellung der herrschenden Definition von Sexualität«

des Feldes sozialer Interaktion, auf dem Identitäten und Lebensräume beansprucht werden. Queer sein heißt, sich am Rand der Kultur zu befinden, seltsam und sonderbar, das Falschgeld der offiziellen Währung geschlechtlicher und sexueller Repräsentationen zu sein. Ein queerer Mensch ist mehr als bloß ein Schwuler oder eine Lesbe. Seine Existenz stellt die Gültigkeit der herrschenden Sexualmoral in Frage.

Queer zu empfinden, zu denken und zu leben, markiert folglich einen Übergang und eine Verschiebung von einem in einer binären Logik zwischen Hetero- und Homosexualität verhafteten Ursprungsdenken, hin zu einer kritischen Auseinandersetzung mit der Konstruktion von Geschlecht und Sexualität. Homosexualität war niemals das deviante Abfallprodukt einer hetero-normativen Repräsentation von Geschlecht und Sexualität, als das es bis heute konstruiert wird.

Geschlecht oder Sexualität existieren nicht in einer monolithischen, ewig gleichbleibenden Form, sondern nur in den vielfältigen Formationen innerhalb der komplexen Verhältnisse, in denen sie konstruiert und ausgeübt werden. Im heterosexuellen (das ist ein heterosexistisches) Selbstverständnis ist dabei die sexuelle Orientierung eines Menschen kein Identitätsmerkmal. Aufgrund der Verwechslung von angeborenem Geschlecht und sozial erworbenem Geschlecht (der Geschlechtsidentität) wird angenommen, dass alle die gleiche sexuelle Orientierung haben. Weil es alle haben, und das normal ist, kann es kein Unterscheidungsmerkmal sein. Das gegengeschlechtliche heterosexuelle Begehren gilt

»kein deviantes Abfallprodukt«

als fraglos gegeben und wird natürlich »richtig« unterstellt. Diese Behauptung bleibt ganz im Hintergrund, wie alles Selbstverständliche. Sexualität ist nur dann identitätsstiftend für einen Menschen, wenn er gerade wegen seiner Sexualität von der Mehrheitsgesellschaft ausgeschlossen wird. Oder anders gesagt, sich vom »Anderen« zu unterscheiden, wird nur in einem Punkt wichtig: »Als »heterosexuell« bezeichnet man sich nur, wenn man nicht als homosexuell eingeschätzt werden will; ansonsten ist das kein authentischer Begriff.«¹

Brüchig wird dieses herrschende Modell sexueller Identität erst bei näherer Betrachtung von Identitätskonstruktionen sexueller Minderheiten. Homo-, bi- und transsexuelle Menschen bezeichnen in unserer Kultur den Ort, an dem die Geschlechtsidentität, das Gender, nicht länger selbstverständlich mit einem »richtigen« Begehren verknüpft ist. Aussagen, wie »Ich fühle mich als Mann« oder »Ich fühle mich als Frau«, verlieren ihre Eindeutigkeit. Sie sagen nichts über die sexuelle Orientierung oder über die Geschlechtszugehörigkeit der Person aus.

Zum Umgang mit Sexualität

- LesBiSchwule Menschen haben daher mit ihrer Sexualität auch einen anderen Umgang als Heterosexuelle. Ihre Sexualität finden sie in der Gesellschaft nicht vor, sie müssen sich selbst Plätze schaffen, wo sie diese ausleben können. Für jeden homosexuell empfindenden Menschen ist es zuerst einmal Neuland, das er betreten wird, da zumeist positive Rollenmodelle in Familie und Bekanntenkreis fehlen. Weiters aber sind sie ihren homosexuellen Gefühlen entfremdet zunächst durch eine heterosexistische Erziehung und in weiterer Folge durch eine der Homosexualität gegenüber negativ eingestellte Umwelt. Sehr oft empfinden homosexuell empfindende Menschen Ekel und Selbsthass vor dem eigenen Begehren.

17% der Lesben und 12% der Schwulen Österreichs haben bereits einmal versucht, sich das Leben zu nehmen. Fast jeder dritte Suizidversuch in Österreich wird von einem gleichgeschlechtlich orientierten Menschen begangen.² Nach einer in drei österreichischen Bundesländern durchgeführten Erhebung von Martin Plöderl ist das Selbstmordrisiko bei Homosexuellen in Österreich sieben Mal so hoch wie bei He-

terosexuellen. Als Hauptursache wird die geringe soziale Unterstützung angenommen.

Aber Sexualität wird auch als Ausdruck der individuellen Entfaltung gelebt und in diesem Sinne wie eine Speerspitze gegen die heterosexistischen Werte der Mehrheitsgesellschaft gewandt. Die oft angeprangerte Promiskuität homosexuell empfindender Menschen ist ein Versuch die hetero-normative Doppelmoral zu überwinden, wobei sie auch die Neuentdeckung der Sexualität jenseits tradierter Beziehungsmotive beinhaltet.

Wie heikel und kontroversiell der Umgang mit Sexualität auch innerhalb der lesBischwulen Szene – vor allem bei schwulen Männern – ist, zeigt die AIDS-Krise und die bis heute enorme Tabuisierung, die rund um dieses Thema herrscht. Ein schwuler HIV-positiver Mann ist vor allem hierzulande gleich doppelt diskriminiert. Einerseits weil er schwul ist und andererseits, weil ihm auch innerhalb der Szene die Solidarität verweigert wird. Das barebacking-Phänomen (d.i. bewusst riskanter Geschlechtsverkehr ohne Kondom) der letzten Jahre hat neuerlich die

»AIDS-Krise«

Diskussion um den Widerspruch angefacht, einerseits über seinen Körper bestimmen zu dürfen, andererseits aber Verantwortung für den Sexualpartner übernehmen zu müssen.

Mehr als alles andere hat die AIDS-Krise lesBischwulen Menschen gezeigt, dass ein freier Umgang und eine Neubewertung ihrer Sexualität auch zu mehr Verantwortung gegenüber sich selbst und den anderen führen muss. Das hat deutliche Auswirkungen auf lesBischwule Paarbeziehungen. Rollenbilder, wie sie in konventionellen heterosexuellen Paarbeziehungen vorgelebt werden, sind nicht eins zu eins übertragbar auf homosexuelle Bezie-

hungen. Zumindest in schwulen Beziehungen spielt der verantwortungsvolle Umgang mit Sexualität eine große Rolle und wirkt sich erheblich auf Beziehungsdefinitionen, wie z.B. Treue, aus. In lesBischwulen Kreisen ist es eher akzeptiert, dass Beziehungen endlich sind. Das dürfte vermutlich auch der Grund sein, warum in Ländern, wo die eingetragene Partnerschaft gestattet ist, nicht alle Paare heiraten. Nichtsdestotrotz laufen Lesben und Schwule genauso wie Heteros dem Hollywoodideal des ewig andauernden Eheglücks hinterher. Auch wird der »Seitensprung« in heterosexuellen Kreisen viel mehr tabuisiert. Für viele Heterobeziehungen ist der außereheliche Geschlechtsverkehr der Trennungsgrund, in lesBischwulen Beziehungen führt er in den seltensten Fällen dazu, sich zu trennen.

Ein Leitfaden zum andern Ufer

- Für hilfeschuchende lesBischwule Menschen gibt es kaum etwas Verunsichernderes als die Unkenntnis des bzw. der BeraterIn. Ein/e BeraterIn, die zwar mit wertschätzender und akzeptierender Grundeinstellung ihre Arbeit macht, aber nicht über lesBischwule Lebenslagen informiert ist, stellt per se schon den Erfolg des Beratungsgesprächs in Frage. Für den/die Ratsuchende/n entsteht der Eindruck, sich rechtfertigen und erklären zu müssen, eine Erklärung, die niemandem nützt – schon gar nicht der hilfeschuchenden Person. Diese Situation wertet sie bzw. ihn ab, es entsteht das Gefühl, anders zu sein, dass etwas nicht stimmt, dass man einen Mangel bzw. ein Defizit hat. Diese diskriminierende Erfahrung haben die Ratsuchenden vielleicht schon oft gemacht. Viele beschließen, am besten nicht mehr darüber zu reden, ihre Neigung als großes Lebensgeheimnis tief in ihrem Innern zu vergraben; sie machen weiter wie bisher, leben bes-

tenfalls ein Doppelleben und ordnen ihre persönlichen Wünsche völlig den Erwartungen der Gesellschaft unter.

Jüngste Studien aus England und USA³ belegen, dass entscheidend für Akzeptanz und Verständnis die persönliche Einstellung der Beratungspersonen zur eigenen Sexualität ist. Je mehr sie sich mit ihren eigenen Vorlieben und Abneigungen konkret auseinandersetzen, über sich Bescheid wissen, in einem Sinne, dass sie auch ihre eigenen homosexuellen Anteile erforschen, desto unvoreingenommener begegnen sie ihren Gesprächspartnern.

Dazu kommt noch, dass der/die BeraterIn verstehen muss, wie gewalttätig und zugleich subtil Diskriminierung funktioniert, wie ein Mensch sich fühlt, der am Rand steht, wie die

Angst entsteht, entdeckt zu werden, und was sie mit lesbisch-wulven Menschen anrichtet. BeraterInnen sind aufgerufen eine geänderte Haltung in der Begegnung mit ihren KlientInnen einzunehmen. Es muss verstanden werden, wie Unterdrückung, Viktimisierung, Diskriminierung und Inkriminierung in dieser heterosexistischen und homophoben Gesellschaft funktionieren und welchen Schaden sie anrichten. BeraterInnen müssen ein tiefgreifendes Verständnis über das Zustandekommen und die Funktionsweisen von verinnerlichter Homophobie aufbringen. Sie selbst müssen ihre Überzeugungen und Glaubenssätze darauf hin genau überprüfen. Der Sexualität muss der Platz gegeben werden, der ihr in der ganzheitlichen Betrachtung eines Individuums auch zukommt.

¹ Rüdiger Lautmann, Über homosexuelle Identität, in: Ders. (Hg.), que(e)rdenken – Weibliche/männliche Homosexualität und Wissenschaft, Innsbruck 2000, 131-141.
² Vgl. Martin Plöderl, Sexuelle Orientierung,

Suizidalität und psychische Gesundheit, Beltz 2005.
³ Vgl. Rupert M. Perez/Kurt A. Debord/Kathleen J. Bieschke, Handbook of Counseling and Psychotherapy with Lesbian, Gay, and Bisexual Clients. Ameri-

can Psychological Association, Washington D.C. 2000; Susan Pixton, Gay Affirmative Therapy: What do gay clients experience as affirming, if anything? Diss. Univ of Manchester 2002; Dominic Davies, Charles

Neal (ed.), Pink Therapy – a guide for counsellors and therapists working with lesbian, gay and bisexual clients, Buckingham 1996.

Internethinweise zum Schwerpunktthema

<http://www.westh.de/>

»Werkstatt Schwule Theologie« ist eine Quartalschrift, die Diskussionsforum schwuler Theologen und das Organ der gleichnamigen Arbeitsgemeinschaft ist.

<http://www.kloster-braunschweig.de/Kloster/Homosex/HUK.html>

Web-Seite des Beauftragten für Homosexuelle und Kirche im römisch-katholischen Bistum Hildesheim.

<http://huk.org/>

Ökumenische Arbeitsgruppe Homosexuelle und Kirche (HuK) e.V.; Homepage mit gut organisierter Linkliste.

<http://www.kspd.org/>

katholische schwule priester deutschland

<http://www.netzwerk-katholischer-lesben.de>